

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 21 (1978)
Heft: 3

Artikel: Wie ich an Bücher geriet
Autor: Helwig, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der broschiierte Katalog im Format 18,5 × 27 cm trägt auf dem Umschlag die in allen Zaubern der Farbe spielende Reproduktion aus dem *Livre du cœur d'amour épris* von René d'Anjou, die wir als letzte der vier hier schwarzweiß wiedergegebenen Miniaturen zeigen. Ein ausgezeichnete Blickfang! Der Blickfangeffekt wiederholt sich 80mal im Bildanhang nach den 220 Textseiten, denn hier sind in hervorragendem Druck auf 16 farbigen und 64 schwarzweißen Tafeln aus-

gewählte Miniaturen aus dem Ausstellungsgut wiedergegeben, eine schöner und fesseln-der als die andere. Der Freund einer hochstehenden Kunst der Miniatur, der den Katalog «Französische Gotik und Renaissance in Meisterwerken der Buchmalerei» erwirbt (Preis ca. 50 DM), macht sich selbst bzw. auch andern ein Geschenk von dauerndem Wert. Die Gesamtherstellung besorgte zuverlässig wie immer der Verlag: die Akademische Druck- und Verlagsanstalt in Graz. Bx.

WERNER HELWIG (GENF)

WIE ICH AN BÜCHER GERIET

I

Wann fing ich an zu lesen? Um diese Frage verbindlich zu beantworten, muß ich das Seil weit zurückwerfen. Meine Eltern waren aus Hamburg, ihrer Vaterstadt, nach dem aufstrebenden Berlin umgezogen, wo ich, 1905, zur Welt kam. Mein Vater, Illustrator, für das damals sich entwickelnde Reklamewesen fachtätig, im übrigen Kunstmensch, versprach sich etwas davon... Darin behielt er recht. Ich erinnere mich noch unserer frühesten Wohnung in der Motzstraße, weil sie in meinen Kinderträumen zum ersten Mal Gespenster auftauchen ließ. Kissen glitten still durch das nächtliche Schlafzimmer, Plättbretter, die ich Bubu, und schwarz betuchte Schneiderpuppen ohne Kopf, die ich Wawa nannte, trieben ein seltsam beängstigendes Spiel mit mir, der ich selber, liegend, durch die Luft schwamm. Die Wohnung hatte Vergangenheit, wie meine Eltern später erfuhren: eine tragische Mordgeschichte, irgend so etwas.

Als ich fünf war, zogen wir um in die oberste Etage eines noblen Jugendstilneubaus in Friedenau, Bachestraße 8. Sogar eine Concierge bewachte von ihrem Fensterlein in Bodenhöhe den «herrschaftlichen» Aufgang. Lieferanten wurden auf die Hintertreppe verwiesen.

Zu unserer hübschen Vierzimmerwohnung gehörte ein Dachgarten, den meine Mutter mit Rosen bepflanzte. Papa arbeitete für die Humor-Beilage des Berliner Tageblatts, den «Ulk». Sein enormer Fleiß verschaffte uns ein gutes Leben.

Hinterm Haus, abgeschlossen durch einen hohen, nach Karbol riechenden Plankenzaun, erstreckte sich das Werkstattgelände eines damals modischen Bildhauers. Sonntags enternten wir Jungens der Bachestraße – ich war inzwischen sechs – über diesen Zaun und erforschten die völlig unbewachte Bildhauerei. Holzlauben mit Borden voller Gipsmodelle säumten einen großen Atelierschuppen mit verglastem Dach. Dieses mußte aufgestockt werden, um einer Monumentalfigur, die im Entstehen begriffen war, Raum zu geben. Eine Heldenstatue – die des Achill, schreitend, mit Schwert und Schild. Papa erklärte, das sei ein Auftrag des Kaisers, für das von ihm auf der Insel Korfu erworbene Achilleion, erbaut 1890 von der Kaiserin Elisabeth von Österreich.

Eines Tages erlebten wir dann, angekündigt durch das nur ihm vorbehaltene Hupsignal, tatü-tata, den Autobesuch des Kaisers mitsamt seiner Kunstkommision. Alle Balkons ringsum füllten sich mit Patrioten, die winkten und Hurra schrien. Wir sahen vom Dachgarten aus mit Operngläsern, wie

Seine Majestät mit sachkundiger Miene den sich aus Teilen fügenden Koloß umschritt; der Bildhauer, immer dienernd, neben ihm die Herren der Kunstkommission in Zylindern, Gehröcken und gestikulierend. Anscheinend war man zufrieden, denn mit neuerlichem Tatü-tata fuhr die prominente Gesellschaft, eine Menschenmenge durchbrechend, die sich inzwischen angesammelt hatte, wieder ab.

Danach entstand, außer dem Achilles, eine Unzahl von Kaiserbüsten in der Bildhauerei, Gipsabgüsse in allen Größen standen in den Trockenlauben. Ich klaute eine der inwendig hohlen Büsten, hißte sie mit der Wäscheleine über den Plankenzaun und schmuggelte sie über den Dienstbotenaufgang in unsere Wohnung. Mama stellte sie aufs Klavier, rückte sie in günstige Lichtposition. Als Papa abends von der Redaktion heimkam, übersah er mit einem Blick, was geschehen war, ergriff die Büste, ging auf den Dachgarten und warf sie hoch im Bogen in das Werkstattgelände zurück. Sie zerschellte. Er hatte – Demokrat aus Überzeugung – seinen hanseatischen Stolz.

2

Meine Mutter liebte es, Chopin, Schubert, Mendelssohn und – vor allem – Grieg zu spielen. Als ich eines Morgens auf den schwarzen Tasten phantasierte und dabei ein Motiv aus der «Morgenstimmung» zufällig traf, war's ausgemacht, daß ich musikalisch begabt sei. Ich hatte das mit Klavierstunden zu büßen, die ich – das war vier Jahre später – häufig schwänzte. Doch Musik zu hören blieb mir wichtig. Außer Grieg beeindruckten mich Chopin und Beethoven. Letzterer deswegen, weil unter uns ein polnischer Pianist, Dr. Lulki, wohnte und stundenlang übte. Ich lag währenddessen im «Salon» auf dem Perserteppich, den der Fleiß meines Vaters zu erwerben erlaubt hatte. Das Teppichmuster verband sich mir mit den Tönen der Appassionata, ein mir bis heute unvergessen gebliebenes Wunder.

Zurück zu Achilles. Papa pflegte sich nach dem Mittagessen für ein Stündchen auf der «Cheselong» (so nannte man das auf Berlinisch) auszustrecken. Er lag dabei auf der Seite. Seine Knie bildeten eine Art Brüstung, hinter der ich hocken durfte. Auf die Bitte: «Papa, erzähl mir was», erhielt ich Auskunft über den Helden Achill, der da unten aus Teilen entstand und dann, in Teile zerlegt, nach Korfu reiste, wo ich ihn, 24jährig, beim ersten Besuch der schönen Insel, wiedersah und die merkwürdige Entdeckung machte, daß er gräßlich sei.

Griechische Heldensagen also, bevor ich lesen konnte. Als ich es ungefähr konnte, erhielt ich Schwabs Sagen des klassischen Altertums mit den Illustrationen von Flaxman als Geschenk. Wie ich aber das Lesen «erfand», ist noch ein paar Worte wert. Ich lag, sechs Jahre vorbei, auf besagtem Teppich, das Buch unterm Kinn und die Illustrationen Strich für Strich abpausend. Plötzlich merkte ich, daß ich die Unterschriften zu den Bildern Buchstabe für Buchstabe zum Sinn zusammenbringen konnte. Ich schlug den Text auf. Siehe da, es ging. Was ich da aufnahm, fügte sich in mir zu einem Strom von Bildern, der mich trug. Alle Sinne waren beteiligt. Ich hörte, roch, schmeckte, fühlte, was da Zeile um Zeile abließ. Lernte Zustandsschilderung von Rede unterscheiden, lernte Rede und Gegenrede auseinanderhalten und begreifen. Der Vorgang brauchte seine Zeit. Aber schließlich war ich «drin». Ewig unvergessener Triumph. Neben meiner Kinderspielwirklichkeit, neben den ersten Schulanstrengungen, neben dem pflegsamen Leben mit den Eltern erstand ein Reich von ähnlicher, eigentlich stärkerer Fülle der Wirklichkeit. Grimms Märchen folgten, Bechstein, die damals im Handel üblichen Groschenhefte «Es war einmal», Robinson, Der letzte Mohikaner, Baron Münchhausen. Ich wurde eine «Leseratte» genannt.

Als ich zehn war, sank das Niveau ab, ohne daß ich begriff, warum Papa darüber so böse war. Die Groschenhefte der schlim-

men Sorte kamen mir durch Schulkameraden zu: Stuart Webbs, der Meisterdetektiv, Hans Stark, der Fliegerteufel, Rinaldo Rinaldini, Wildtöter.

Ich versteckte sie in meinem Nachtschrank hinterm Nachttopf, hinterm Kachelofen, im Badezimmer unter der Wanne. Papa fand sie und ließ sie verschwinden. An ihrer Stelle bekam ich «gute» Bücher, die ich zwar auch las, aber die Neigung zum Schund blieb daneben bestehen. Ich las unter der Bettdecke mit der Taschenlampe, in der Schule unterm Pult, auf dem Dachboden, im Keller, im Lokus. Ich ersparte mir und meinen Eltern nichts. Der Lesestoff, egal welcher, ging mit mir durch. Ich bekam ein Bücherbord, dessen vordere, schön geordnete Reihen die dahinter verborgenen Räuberpistolen tarnten.

Erst als Gerstäcker, Kapitän Marryat und Kurd Lasswitz («Auf zwei Planeten»), Poes «Gordon Pym», Wildes «Märchen», Musäus' «Rübezahl», Chamisso's «Schlemihl» als erlaubte Bücher an meinem Lesehorizont auftauchten, wich der schwarze Zauber. Von da zu immer anspruchsvolleren Werken war der Schritt nicht weit. Ich lernte Theaterstücke lesen: Lessings «Nathan der Weise», Schillers «Räuber», Kleists «Schroffenstein» ebneten den Weg.

3

Und dann – ja, da war ich 17 oder 18 – überwältigte mich der eben aufgekommene Expressionismus mit seinen ersten literarischen Publikationen. Ich geriet auf Arnold Ulitz' «Ararat»-Roman, auf Sternheims steile Prosa, ich fing an, mich in Gedichte einzufühlen: Else Lasker-Schüler, Mombert, Georg Heym, Trakl und, nachdem ich ein begeisterter Besucher von Herwarth Waldens Berliner Verlag und Galerie geworden war, Kurt Heynicke und – zum Entsetzen meines braven Erzeugers – August Stramm.

Die nächsten Schritte gingen bereits in Richtung Hesse, Werfel (besonders seine

Novelle «Spielhof»), Meyrinks okkultes «Golem» und – als Übergipfelung all dessen – Rimbaud in der Übertragung von K.L. Ammer. Dem folgten Villon, Baudelaire, Verlaine. Immer mehr Ausländer holte ich mir von da an (inzwischen 21) in meinen Privatolymp: Walt Whitman, Kipling, Hamsun, Verga – und so begann ich mir eine erste «Bibliothek» aufzubauen. Bord reihte sich an Bord, die Wand meines Zimmers bis obenhin anfüllend. Meine Mutter stöhnte: «Bücher, Bücher, überall Bücher. Kannst du denn nie genug kriegen?» Nein, ich konnte nicht. Meine Passion, eine lebenslange, war geboren.

War ich bis dahin nur blindwütig dem Leseanreiz gefolgt, so bekam mein Sammeln jetzt allmählich Methode. Das war nach 1924. In Antiquariaten, auf Bücherkarren häuften sich die Werke der Expressionisten, die nun wieder aus der Mode gerieten (heute alles unbezahlbare Kostbarkeiten), zu billigsten Preisen. Durch Kauf, Verkauf, Tausch (meine inzwischen wertvoll gewordene alte Briefmarkensammlung spielte eine Rolle dabei) brachte ich eine ganz schöne Menge von Erstdrucken zusammen, z.B. das meiste, was inzwischen beim Sturm-Verlag erschienen war – und nicht mehr zog. Herwarth Walden stieß das mit Unterpreisen ab, die bezeugten, wie schlecht es ihm wirtschaftlich ging. Da waren Radierungen in Mappen (Klee, Chagall, Marc, Kokoschka, Max Ernst usw.), die Dichtungen von August Stramm, Heynicke, Liebmann. Ich trug die Jahrgänge von Franz Pfemferts seit 1910 erschienener aufregender Zeitschrift «Die Aktion» mit den jeweils vom Original abgezogenen Holzschnitten der Expressionisten zusammen, erwarb billig die großen Cassirer-Ausgaben von Ernst Barlachs Dramen mit den handsignierten Lithos, ebenso die mit bezaubernden Zeichnungen versehenen Publikationen von Else Lasker-Schüler, dann Johannes R. Bechers hochbrisante Gedichtfolgen im Insel-Verlag, Carl Hauptmanns im Verlag der Silbergäule erschienene wun-

derliche Epen, die ersten Bann-Veröffentlichungen bei Erich Reiss, dann Kurt Wolff, seine erste großformatige Tagore-Ausgabe, die – nach der anfänglichen Überschätzung des indischen Dichters – nun zu Schleuderpreisen auf den Markt kam. Sonderdrucke des großen jüdischen Dichters Arno Nadel, dessen Gedichtfolge «Der Ton» dann bei Insel erschien und schon vier Jahre später verramscht wurde. Rilke-Erstaussagen, natürlich. Die von Melchior Lechter ausgestatteten Prunkdrucke Stefan Georges. Desgleichen die ersten Dramen von Maeterlinck. Alles von Theodor Däubler, dessen Ruhm als Persönlichkeit zu Unrecht den seiner Dichtungen («Das Nordlicht», Erstausgabe 1905 bei Georg Müller) überstieg.

Dann bekam ich es mit dem großen englischen Dichter und Maler William Blake zu tun. Was davon immer auch in England erschien, es fand in Einzelstücken zu mir. Denn meine Bibliothek griff nun immer mehr auf das Ausland über. Die Erstausgaben von Jean Cocteau, meist von ihm selbst illustriert. Dem folgten, in ersten Übertragungen, Spanier (de la Serna), Italiener, (Pirandello), Skandinavier (Jacobsen, Bang, Strindberg), Finnen, Isländer, Portugiesen und Irländer, letztere hauptsächlich durch originale Joyce-Erstaussagen vertreten.

Nun, diese ganze Pracht, zwei Wände meines Zimmers im Elternhaus einnehmend, blieb – meine Hand zögert – unter den Bomben des Zweiten Weltkriegs.

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN ZEHN ABBILDUNGEN

1 *Dreijährig* – bestimmt das erste eigene Buch meines Lebens. Weihnacht in der Berliner Wohnung der Eltern.
2 *Aus meiner Zeit als Tramp*. Photo Ernst Scheel, Hamburg.

3 *Mein altes Campagnahäuschen auf Capri (1934)*. Verfallen. Ich blicke auf das Meer hinaus, «geborgen in einer nicht mehr vorstellbaren Geborgenheit».

4 Theodor Däubler im Meer vor Capri. «Ich umschwamm den alten Dichter, der im algengrünen Wasser nichts anderes tat, als mit den Armen herumzurühren oder seine gewölbte Mächtigkeit auf dem Rücken liegend schaukeln zu lassen. Er war so heiter wie noch selten, der Urdichter schlechthin, während ich mit beängstigender Wucht verspürte, er sei der letzte Überlebende eines Sagenzeitalters, das sich auf dem Stern Erde nie wieder begeben würde... Der Schöpfer des mythischen Versepos «Nordlicht» erhoffte Heilung oder wenigstens Besänftigung seiner Leiden durch das Meeresklima und die «solaren» respektive natürlich-radioaktiven Eigenschaften des bizarren Kalksteinmassivs. Ohne Erfolg. Ein Gehetzter, zog er um von einer Casa zur anderen, überall seines fürchterlichen, mit blutigem Auswurf begleiteten Hustens halber schleunigst wieder hinausgekündigt... Däubler, eine deutsche Monade, das Universum spiegelnd, unfassbar, kolossalisch und molluskenhaft zugleich. Eine Monade, aber sie hat keine Fenster. Sie hat einen Kosmos, aber kein Nomos. Wer vermag ihn heute noch, oder wieder, zu sehen?» (Aus Werner Helwig: «Capri, magische Insel», Wiesbaden 1973.)

5 *Aus meiner Sammlung von Erstausgaben*. Obere Reihe v.l.n.r.: Maeterlincks «Schatz der Armen» mit Buchschmuck von Melchior Lechter; Dante Gabriel Rossetti: «La Vita Nuova di Dante», Pergamentband, Buchschmuck und Illustrationen von D.G.R.; «The Later Work of Aubrey Beardsley» mit Originalgra-

vuren; Erstausgabe von Jean Coctaus «Opium» mit seinen Zeichnungen; Prunkausgabe des «Siebenten Rings» von Stefan George mit Buchschmuck von Melchior Lechter. Untere Reihe: Drei meiner eigenen Kinderbücher, die bei einer Tante überlebten: «Fitzebutzi» mit Versen von Richard Dehmel, illustriert von Ernst Kreidolf, «Die Perleninsel», illustriert von Franz Stassen (mein späteres Capri-Erlebnis vorprägend), und «Vogel Blau» mit Illustrationen von Carl Larsson; Insel-Almanach 1906 mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler, Pergament, hineingeklemmt ein Brief von Hofmannsthal; Erstausgabe von Goethes Werken, nach seinem Tod von Riemer und Eckermann besorgt; spanische Ausgabe der Elegien von Rilke; japanische Holzschnittmappe mit Einbandbild nach Hokusai.

6 Teile meiner Keramiksammlung aus Südamerika (präcolumbische Werke).

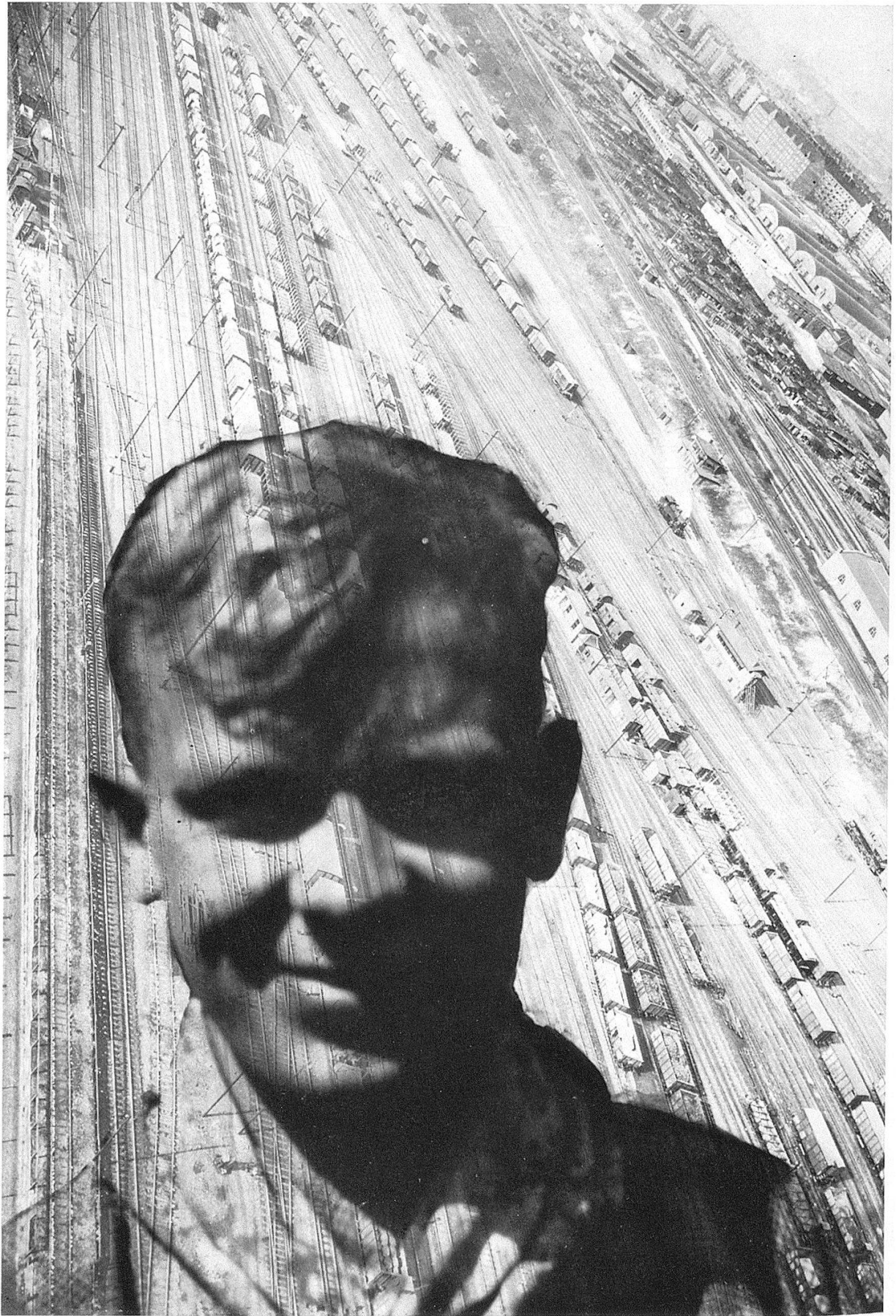
7 *Aus meiner Köpfesammlung*. V.l.n.r.: Coctaus Orpheus; eine ganz frühe Zeichnung Barlachs, bevor er seinen eigentlichen Stil gefunden hatte; Kinderporträt von dem Jugendstilmalers Fritz Erler; Bildnis, das Nolde von mir malte, während wir uns über die Bedeutung Barlachs stritten.

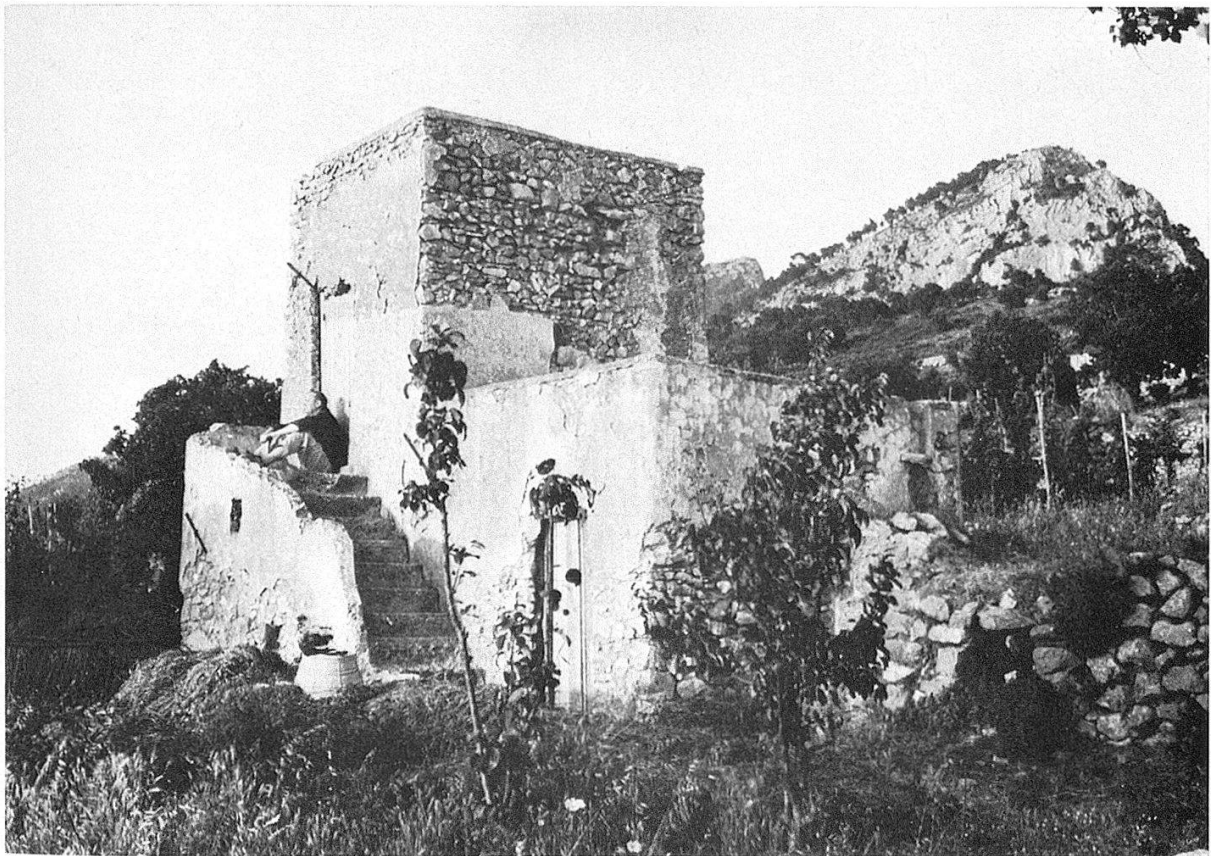
8 Mit meinen Büchern in lebendigem Verkehr. Erstausgabe (deutsch) von Joyce: «Verbannte», mit Widmung und der ominösen Pique 9, die er zwei Monate vor seinem Tod auf der Straße fand (vgl. Seite 184); erste deutsche Ausgabe des «Ulysses». Deutsches Exemplar des Romans «Pan», in das Hamsun mir bei meinem damaligen Besuch auf seinem Gut Nørholm seinen Namen schrieb; Brief von Ernst Jünger.

9 Ezra Pound am Grab von James Joyce auf dem Friedhof Fluntern in Zürich. Vgl. den Text «Pound und Joyce» auf S. 183f. Photo © Horst Tappe, Montreux.

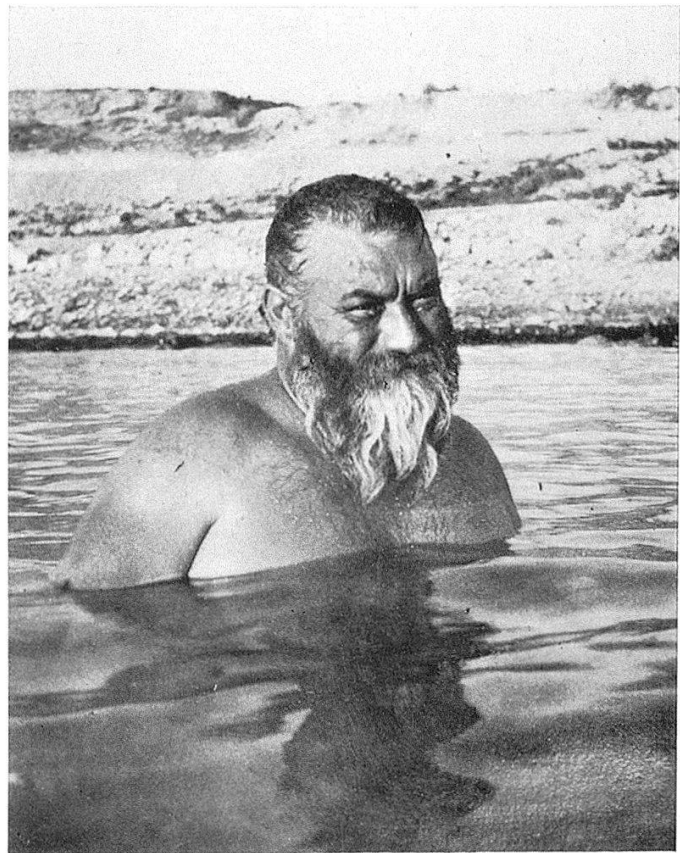
10 Teil meiner Japanbücher mit originalen Holzschnittabzügen.



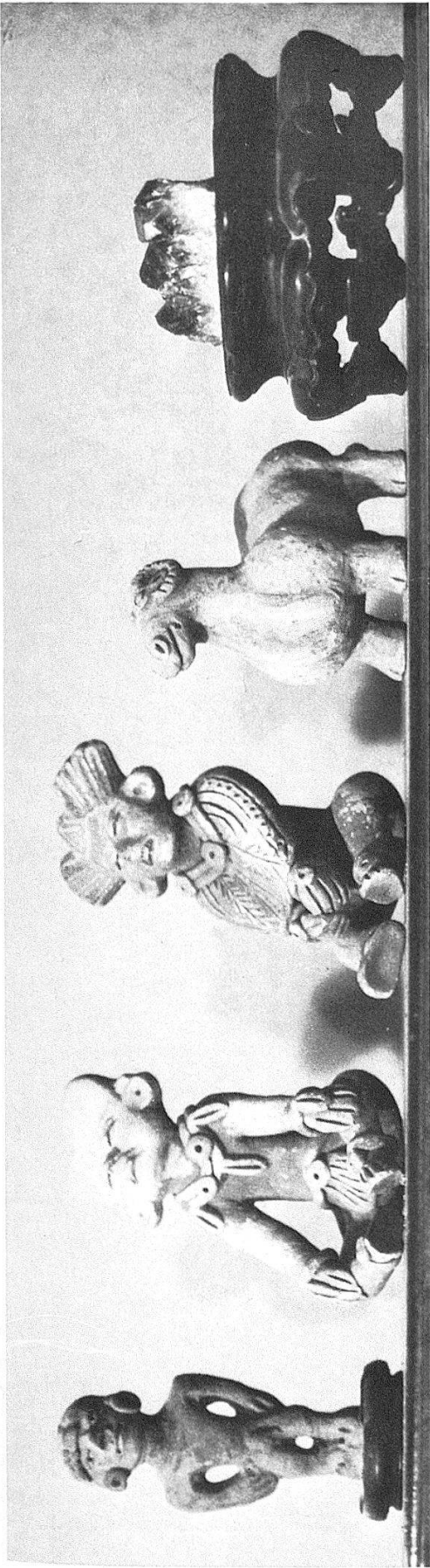




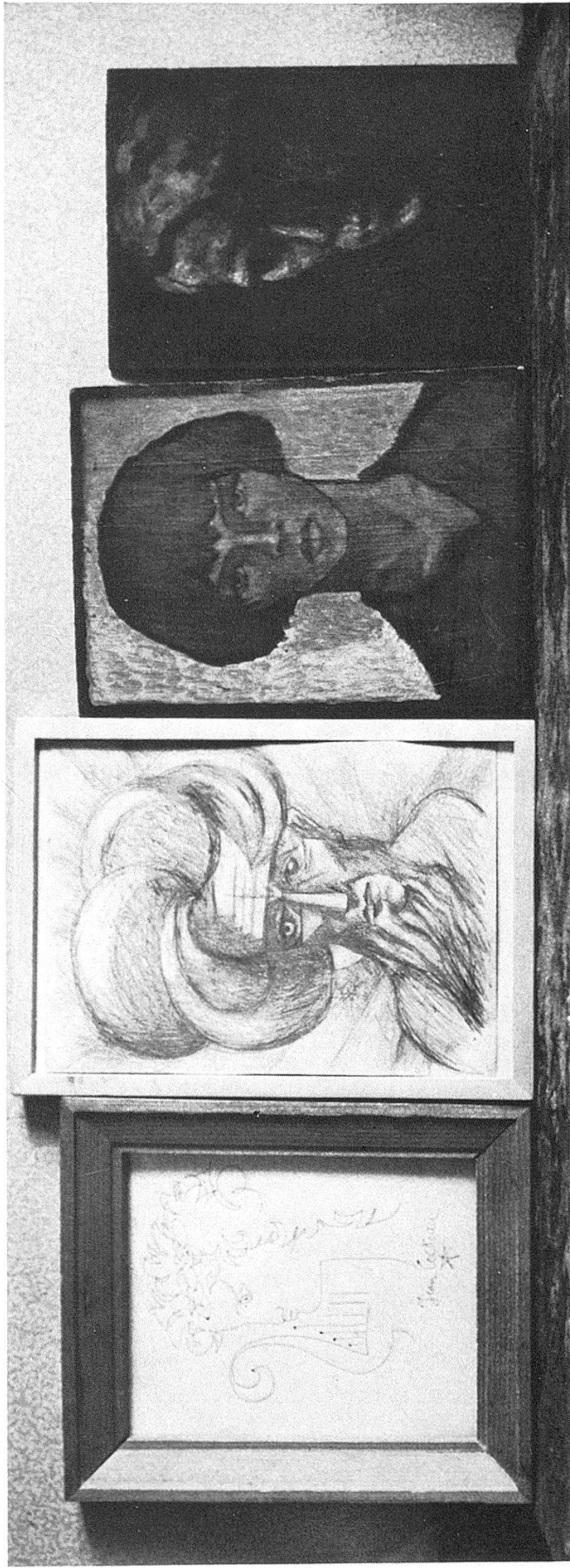
3



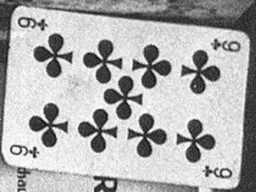
4



6



7



Rascher & Cie, Verlag, Zürich, 1919

ES JOYCE
RANNT
Schauspiel in drei Akten

*Das Leben ist ein Traum
und die Welt ist ein Theater
Schauspiel in drei Akten
von James Joyce
Zürich - Rascher & Cie, Verlag
1919*

ULYSSES

JAMES JOYCE

NEUE DEUTSCHE ÜBERSETZUNG
VON
GEORG COYERT

ERSTER BAND

PRIVATDRUCK 1927



© Bibliotheca H. & H. K. & Co. Leipzig

*Ernst Jünger
Schrift
Das Leben ist ein Traum
und die Welt ist ein Theater
Schauspiel in drei Akten
von James Joyce
Zürich - Rascher & Cie, Verlag
1919*

ERNST JÜNGER

D. 29.5.1928





Gott sei Dank waren meine Eltern in jener verhängnisvollen Nacht auswärts, bei Verwandten. Und ich trieb mich, Emigrant seit 1933, in Italien, Griechenland herum und besaß den guten Instinkt, kurz vor Kriegsausbruch in der Schweiz zu landen. In Italien hatte ich zuvor auf Capri gelebt, eine Casa gemietet, und schon füllten sich die Wände wieder mit Büchern. Gebrauchsbücher, die mir unentbehrlich waren und heute noch sind: Hamsun, Kafka, Hans Henny Jahn, D.H. Lawrence. Auch sie gingen verloren, weil ich von meinem Schweizer Exil aus die Miete (die eigentlich als Abtragung des Kaufpreises für das Haus gelten sollte) nicht weiter bezahlen konnte. Der capresische Hauswirt hatte darüber verfügt und legte mir, als ich nach dem Krieg auftauchte, eine Reparaturenrechnung fürs Haus vor (die ich natürlich nicht nachprüfen konnte), durch die mein Miete-Guthaben bei weitem überstiegen wurde. Ich durfte froh sein, daß er keine Nachzahlungen von mir erwartete. Das hätte bedeutet: einen italienischen Anwalt zu nehmen, und der würde sich dann auf der Piazza mit dem Gegenanwalt darüber verständigt haben, wie ich am besten reinzulegen sei. Von der Schweiz wurde ich, frisch verheiratet, ein Kind unterwegs, dank der Fremdenpolizei «weggewiesen», weil ich unerlaubterweise in der «Neuen Zürcher Zeitung» Fortsetzungsartikel über Griechenland («Neuhellenischer Bilderbogen») veröffentlicht hatte.

Wir durften nach dem Fürstentum Liechtenstein ausweichen. Dort entstand dann bis Kriegsende der Anfang meiner dritten Bibliothek, die ich nun, seit 1949 in Genf lebend, kontinuierlich zu vervollständigen trachte.

Ich muß noch bemerken, daß ich, angefangen bei 1925, nach abgebrochenem Studium häufig auf Wanderfuß lebte, oft geldlos als Vagabund, und die Länder persönlich erkundete, die mich anzogen: Skandinavien, Island, England, Irland, Spanien, Portugal, Italien und Griechenland. Von

Genf aus kamen, als Familienreisen, Südamerika, sogar die Osterinsel, Tahiti, schließlich Indien und Japan hinzu. Alles Feldzüge einer inneren Neugier, von denen wir stets mit Beute beladen nach Genf zurückkehrten.

Da gesellten sich japanische Holzschnitte, Netsuke, Bronzen, ferner Sanskritblätter zu den Büchern. Sie vertragen sich gut miteinander. Daß Sohn Gerhard, der Verständnis dafür hat, einmal der Erbe von alledem sein wird, ist mir ein Trost und ermutigt mich, im Sammeln, Aufbauen, Schichten und Ergründen fortzufahren.

5

War's erst nur die wilde, ungezügelter Lesesucht (*recte* Süchtigkeit), die mich ans Buch fesselte, so fügte sich dem bald ein zusätzliches Interesse hinzu: nämlich die Art betreffend, wie das Buch gestaltet war. Stilbegriffe der Aufmachung wurden mir vertraut. Ich lernte Verlage nach ihrer Publikationsart unterscheiden. Was vom Insel-Verlag kam oder von Georg Müller, Albert Langen, Hegner, später Rowohlt, Kiepenheuer, Cassirer usw., vermochte ich schon von weitem, in der Fensterauslage der Buchläden, zu unterscheiden. Die Qualität der verschiedenen Druckschriften: Antiqua, Fraktur, Kursiv – gesetzt in Nonpareille, Borgis, Korpus oder Cicero. Ich lernte Handgebundenes von Maschinengeheftetem unterscheiden, was Satzspiegel ist, Qualität des Buchschmucks, Gewicht der verschiedenen Papierarten, Handlichkeit beim Lesen, kurzum: die Darbietungsästhetik in allen ihren Normen und Formen.

Am besten – so scheint's mir heute noch – gestalten die Engländer ihre Bücher, besonders schön in der Zeit zwischen 1890 und 1930. Ein englisches Buch hat seinen ganz bestimmten, den Leseanreiz steigernden Duft. Wie man es aufgeschlagen hinlegt, so verbleibt es, im Gegensatz zu den meisten heutigen Büchern, die sich sofort verblättern und deren Seiten man beim Lesen mit

Wäscheklammern auseinanderhalten muß, denn oft reicht der Satzspiegel bis an die Bindenaht. In Deutschland hielten die Bücher des Insel-Verlages unter der Leitung Kippenbergs und jene aus der Werkstatt von Jakob Hegner die Spitze. Französische Bücher entsprechen nur in Luxusdrucken gesteigerten Ansprüchen. Italiener: recht durchschnittlich im ganzen, doch mit Ausnahmen. Mondadori zum Beispiel hat seinen eigenen Stil, unterhält auch eine spezielle Werkstatt für Sonderdrucke. Die Schweden versuchen dem englischen Vorbild zu folgen, orientieren sich heute aber stark nach den Amerikanern, die das Großspürige schätzen. Russische Bücher: meistens reine Gebrauchsware. Die besten Buchillustratoren stellen wiederum seit je die Engländer. In ihren Sonderdrucken aus berühmten Handpressen brillieren ihre größten Maler und Graphiker. Ihre Sagen- und Märchenbücher sind – mit Arthur Rackham, Walter Crane, Burne-Jones u. a. – die schönsten ihrer Art.

Die Schweiz leistet in Graphikmappen und illustrierten Sonderdrucken Vorbildliches. Ich denke da besonders an den Bucher-Verlag. Auch das schweizerische Gebrauchsbuch ist meist mit erlesener Sorgfalt gedruckt und gebunden.

So konnte mir mein Lieblingshobby in langsamem Übergang allmählich zum Beruf werden. Ein Beruf, in dem ich meine Reiseerfahrungen, kultur-, kunst- und religionsgeschichtlichen Kenntnisse aufs dienlichste unterbringen konnte.

6

Meine Bücherbesessenheit brachte mir übrigens viele Bekanntschaften mit den von mir Verehrten ein: Else Lasker-Schüler, Mombert, Döblin, sogar Hamsun, 1923, auf meiner ersten Norwegenfahrt, Barlach, in Güstrow, später Jean Cocteau, Gide, Montherlant, Joyce und dauerhafte Freundschaften mit Däubler, Hans Henny Jahnn, Richard Seewald, Kurt Heynicke, Wolf-

gang Frommel, Hermann Hesse – im Zusammenhang widersprüchlich, aber doch von mir als die Menschen, die sie waren oder noch sind, erfaßt und hochgeschätzt. Daß dabei eine Autographensammlung entstand, ergab sich wie von selbst.

Seit 1932 waren auch Bücher von mir herausgekommen: meistens Schilderungen meiner Wander- und Reiseerlebnisse mit versuchter Auslotung der Vor- und Urgeschichte des betreffenden Landes. Am erfolgreichsten meine Griechenlandromane; «Raubfischer in Hellas» erreichte sogar das 200. Tausend. Aber auch mein «Isländisches Kajütenbuch» machte gute Spur. So auch eine Biographie über den malenden Zöllner Henri Rousseau und über die Pittura metafisica des Giorgio de Chirico. Über das keltische Irland «Die Waldschlacht», über das Land der Basken «Der gefangene Vogel», zur Geschichte des Wandervogels «Die Blaue Blume», über die Kindheit meiner Söhne «Auf der Knabenfährte». Japanische und chinesische Dichtung, nachgeformt und in schönen Ausgaben vorliegend. Im ganzen sind es wohl an die 40 Titel, die mich als Schriftsteller bekannt machten. Dazu Kritiken, Essays, Erzählungen in deutschen und schweizerischen Zeitungen und Periodika. Wir, das heißt meine Familie und ich, leben davon. Das nebenbei.

7

Die Leseleidenschaft, besonders wenn sie am bezüglichsten, der aufnehmenden Psyche tiefstens entsprechenden Objekt verübt wird, scheint die Erinnerungsfähigkeit insgesamt zu stärken. So las ich auf dem Plankenboden eines griechischen Fischerbootes, mit dem wir wochenlang von Volos nach Nauplia bummelten, bäuchlings liegend den ganzen «Titan» von Jean Paul. Schlage ich ihn heute auf, fließt mir mit den Texterinnerungen die ganze, erlebte Umwelt wieder zu. Die Dichtung ist zum autobiographischen Vehikel geworden. Shakespeares Sonette las ich im Bremserhäuschen eines Gü-

* Das Glasperlenspiel ist nicht - wie Sie
vermuten - eine Utopie des Uto-
pischen, sondern zeigt - so wars
die Absicht - die Relativität
aller Möglichkeiten, ganz gleich,
ob Traum, ob Geist, ob Leben."

W.H.: "Man kann sich also unter
dieser Voraussetzung nach Massgabe
des eigenen So- oder So-Seins die
bestimmteste (resp. hilfreichste)
der Möglichkeiten aussuchen?"

Hesse: "Man kann, wenn man's vermag.
Auch da besteht Unsicherheit der
Entscheidung. Eine Nichtunsicherheit
(Sicherheit schon gar nicht) kann es
für Menschen kaum geben."

Helwig: "Kann? Sind also Ausnahmen?"
Hesse: "Vielleicht die Goenen". Helwig: "Goethe?"
Hesse: "Keine Antwort".

Versuch, schriftliche Äußerungen Hesses mit meinen Fragen zu einem «Gespräch über das Glasperlenspiel»
zusammenzuziehen. Datum meiner Notizen etwa 1953.

terwagens, der in einem langen Zug von Stockholm nach Schwedisch-Lappland hinaufrollte. Lese ich sie heute, scheint hinter den Strophen die unendliche Waldlandschaft der Strecke wieder auf. Sogar die Kälte, die mich quälte, stellt sich im Gefühl wieder ein.

Gustav Schwab mit Flaxman, die Brüder Grimm mit Ludwig Richter, die von Franz Stassen illustrierte Nibelungensage, die Karl May-Bücher mit der Bildaufmachung von Sascha Schneider, Dantes «Göttliche Komödie» mit Gustave Doré, desgleichen «Der alte Seemann» von Coleridge, Longfells «Hiawatha», kurzum, alles, was mir zwischen 6 und 14 wirklich nahe kam, verwandelnd nahe kam, ist in mir aufbewahrt und bildet eine sozusagen innere Lebensgeschichte. Zuerst zwar nur den Titeln, dem Aussehen und dem Inhalt nach. Autoren und Illustratoren habe ich später festgestellt, wenn ich den so sehr vertrauten Bü-

chern irgendwo wiederbegegnete. Genauso sind mir meine späteren Lieblingsdichter seit den ersten Lesebegegnungen vollauf gegenwärtig. Zum Beispiel William Butler Yeats mit seiner 1927 bei Jakob Hegner herrlich gedruckten und erschienenen «Chymischen Rose» (darin die mir für immer eingprägten Legenden um den irischen Sänger-Vagabunden Rot-Hanrahan), die erste, bei Zsolnay 1929 erschienene deutsche Ausgabe des «Wolf Solent» von John Cowper Powys, Eduard Stuckens «Weiße Götter», Dantes «Vita Nuova», den englischen Präraffaeliten teuer, mit dem mysteriösen Buchschmuck von Dante Gabriel Rossetti, mein erster Swift-Band «Gullivers Reisen» mit Walter Crane, Malorys «König Artus» mit kostbarem Buchschmuck von Aubrey Beardsley – ich könnte ein Bücherbord voll aufzählen, dem dann noch eines für meine ersten Expressionisten anzufügen wäre: Carl Einsteins «Tubutsch» mit Oskar

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN SECHS ABBILDUNGEN

11 Teil meiner Netsuke-Sammlung. Netsuke (*sprich Netské*) sind japanische Handföhlplastiken, deren Aussage sich nur der sie beföhlenden und umschließenden Hand mitteilt.

12 Ein Winkel unserer Wohnung: japanisches Einwickelpapier, deutsche Schriftdokumente von 1820, Ernennungsurkunde zu meiner Mitgliedschaft an der Mainzer Akademie für Wissenschaft und Literatur, Schnitzwerke von der Osterinsel, Holzschnitt von Richard Seewald. Schriftproben eines japanischen Schriftmeisters ohne sinnhaften Zusammenhang.

13 Mit dem Dante (A. Bourdelle, 1861–1929) aus meiner Sammlung von Bronzen aus aller Welt.

Das Prinzip meines Sammelns begründet sich darin: mit den Dingen leben, nicht im Gefühl ihres Besitzes erstarren. Also nichts kartothekisieren, in einem Ordnungsschema gefangen halten, sondern in Freiheit, nach Lust und Laune darüber verfügen. Jeder von unserem Familienkreis nimmt sich das Recht, die Aufstellung zu verändern, aus den Truhen hervorzusuchen, was ihn gerade reizt, darin verschwinden zu lassen, was dem Anblick so selbstverständlich wurde, daß man es nicht mehr wahrnimmt. Auch in der Zusammenfügung leisten wir uns Scherze, vermengen ganz und gar Entgegengesetztes, z.B. Heutiges mit Ältestem, um ein Klima von Überraschungen, Verfremdungen herzustellen, Kerzen dazwischen, Blumen, sonderbar geformte Steine, Lavaschollen aus der vulkanologischen Sammlung meines Sohnes, farbige Schals als Unterlage.

So scheint es uns, als lebten wir in einem ständig bewegten Happening. Freunde nennen unsere Klausen «Aladins Höhle», und wenn sie mögen, beteiligen sie sich mit am flutenden Spiel, wöhlen dies oder jenes hervor, fügen es nach Wunsch ineinander. Dazu lassen wir (je nachdem) Musik laufen, oder Sohn Gerhardt phantasiert auf seinen indianischen Instrumenten dazu. Wir sind – als Reisefamilie – noch nie ohne Beute aus Ostasien, aus Südamerika heimgekehrt. Was soll ich sagen: Wir versuchen den Dingen, die bei uns untergeschlüpft sind, die Möglichkeit zu geben, zu sein und als das zu wirken, als was sie gedacht, gestaltet und hervor gebracht wurden.

14 Mein Arbeitsplatz am Biedermeiersekretär.

15 Mit Dreißig ging ich die Ehe mit der Welschschweizerin Yvonne Germaine ein. «Eine junge Genferin sehr französischen Wesens. Um mein schweres Germanisches darin zu beschwichtigen» (Capri-Buch). In unserem Sohn Gerhardt setzte sich die gemeinsame Bücher- und Lesetradition fort. Er studiert heute südamerikanische Musikfolklore und hat sich ein eigenes kleines Orchester mit Originalinstrumenten aufgebaut.

16 So endet es. Man sagt mir Papa, aber die geliebteste Stimme ist nicht mehr. Der Zug fuhr ab. Das Warten auf den letzten zählt seine Stunden selbst.

Die Bilder 6, 10, 11 und 13 wurden von François Lagarde, Genf, die Bilder 5, 7, 8, 12 und 16 von Pierre Richard, Genf, aufgenommen.





12



13





15



16

Kokoschka, Hausensteins «Kairouan» mit Paul Klee, Sternheims «Chronik» mit Masureel u. a. – alles Erstdrucke – alles hin.

Ebenso hin wie die ersten Publikationen des Bauhauses, Weimar, die ich – signierte Mappen der Bauhauskünstler darunter – alle besaß. Ebenso hin wie alle Jahrgänge von Wedderkops kühn-frechem «Querschnitt», Westheims «Kunstblatt», alle Nummern der «Literarischen Welt» von Willy Haas. Und wenn sie überleben in mir, so sterben sie ja schließlich auch mit mir.

Überhaupt die Schicksalsschläge! Die mich persönlich betrafen, habe ich hier ausgeklammert. Es waren genug, bei Gott. Und gerade eben traf mich der härteste, der einem Familienmenschen widerfahren kann. In diesem Bericht hier konnte es mir nur um die Darstellung der Entwicklungsgeschichte meiner Bücher- und, damit zusammenhängend, meiner Kunstpassion gehen. Möge das Buch und die in ihm geborgene Welt nie aussterben.

Nachtrag

POUND UND JOYCE

Zu den Illustrationen 8 und 9 auf S. 172f.

Zwei Menschen – Meister des Wortes, Passionisten der Sprache – lernte ich unter Bedingungen kennen, die mich völlig ahnungslos über deren Rang ließen. Mit dem ersten entwickelte sich das so: Ich weilte – 1934 – in Rapallo zu Besuch bei der Mutter meines damaligen Verlegers, John Holroyd Reece, der sich vorgenommen hatte, meine Bücher immer in mehreren Sprachen zugleich zu publizieren. Leider kam, bevor es soweit war, der Zweite Weltkrieg dazwischen, durch den sich sein Unternehmen, «The Albatros-Tauchnitz-Edition», Hauptsitz Paris, zerschlug. Seine Mutter, eine energische, hochgescheite alte Dame, die man im Freundeskreis «Mothermay» nannte, führte mich in Rapallo einem Musikzirkel zu, der sich oberhalb Rapallos unter der Ägide eines amerikanischen Dichters eta-

bliert hatte. Dieser, der sich wie in einem nervösen Rausch in endlosen Vorträgen über Wirtschaftsfragen (erklärter Anhänger Silvio Gesells) ergoß, machte mir mehr Eindruck durch sein antikisches Haupt als durch das, was er predigte. Das war Ezra Pound, der mich später, als Poet, Schöpfer der «Cantos», ganz in seinen Bann ziehen sollte. Geboren 1885 in Lailey, Idaho, starb er am 31. Oktober 1972 in seinem geliebten Venedig, nachdem er, dank seiner wirtschaftspolitischen Besessenheit und als Bekenner Mussolinis, fürchterliche Schicksalsschläge hinnehmen mußte. Mein ausführlicher Nachruf erschien in der Monatschrift «Frankfurter Hefte», Januar 1973. Pound, der zu den frühen Förderern von James Joyce gehörte, besuchte, als Überlebender, dessen Grab auf dem Friedhof Fluntern in Zürich. Die denkwürdige Aufnahme verdankt man Horst Tappe. Die Grabplastik, von dem Schweizer Bildhauer Bänninger, stellt Joyce im wahren Verstande des Wortes «wie er lebte und lebte» dar. Aber auch der alte Pound ist in seiner noblen Gebrochenheit tief erfaßt.

Der zweite Mensch und Dichter, ein englisch schreibender Ire, dessen Werk mir je älter ich werde, desto unerschöpflicher erscheint, trat völlig zufällig in mein Leben. Das war im November 1940 in Zürich. Ich weilte seit 1939 als Emigrant in der Stadt. Ich speiste manchmal mittags im Restaurant zum Pfauen, und zwar deswegen, weil man dort oft Theaterleute traf, Freunde auch, so Kurt Hirschfeld, nach Wälderlin Direktor des Schauspielhauses. Dort erlebte ich am Nachbartisch einen alten, sehr mageren, sehr gebrechlich wirkenden Herrn, den man wegen der Zierlichkeit seiner Bewegungen für einen abgedankten Äquilibristen hätte halten können. Dieser hatte ein paar Zeitungen vor sich liegen und hatte ungeheure Mühe mit dem Lesen. Er trug eine Brille, deren eines Glas schwarz war, und hielt das Blatt handbreit vor sein gesundes Auge. Der Anblick dauerte mich und ich anbot mich, ihm vorzulesen, was ihn

interessierte. Er sprach das gebrochene Deutsch eines Engländers und nahm an. Was ihn interessierte, waren nun nicht, wie man meinen könnte, die letzten Kriegsnachrichten, sondern ausschließlich die Skandalchronik. Das war James Joyce. Sein Name war mir nicht unbekannt, ich wusste auch ein wenig im «Ulysses» Bescheid, ahnte aber nicht, welche Unvermißbarkeit dieses Werk in späteren Jahren für mich gewinnen würde. Mehrmals begleitete ich ihn auch zu einem kurzen Spaziergang in die Oberdorfstraße, wo er, sein Rohrstöckchen schwingend, vor den Suchkästen der Antiquariate (bevorzugt Hans Rohrs verlockend aufgemachter Laden) verweilte. Er griff, blindlings gleichsam, Bände heraus, die ihn interessierten, gerne solche okkulten Inhalts oder Spezielles, etwa über «Gerüche». Dabei entging ihm nicht, was so am Wege herumlag. Denn er war abergläubisch, wie nur ein Ire es sein kann, erwartete immer Hinweise, Warnungen, die sich ihm aus einem Zeitungsfetzen, einem einzelnen Wort ergeben mochten. So las er einmal – es war unser letzter gemeinsamer Gang – eine schwarze Pique 9 auf, knipste mit den Fingern geziert an den Rand der Karte und sagte: «Schlechtes Zeichen, schlechtes Zeichen» und ließ die Karte wieder fallen. Ich hob sie auf und bewahre sie bis heute. Danach sahen wir uns nicht wieder. Er mußte das Bett hüten, war zeit-

weise wieder mobil, wurde dann aber wegen Magenkrämpfen meines Wissens am 11. Januar 1941 ins Schwesternhaus vom Roten Kreuz übergeführt, wo er am 13. Januar an Verbluten starb: Er hatte sich in einem Wutanfall (oder im Schmerzensüberdruß) die Röhren des Transfusionsapparats vom Leib gerissen.

Ich bewahre die erste deutsche Ausgabe seines Schauspiels «Verbannte», ein seinen seltsamen Charakter spiegelndes Bühnenstück (Verlag Rascher & Cie, Zürich 1919) mit seiner Widmung (flüchtig und winzig mit Bleistift geschrieben, da er solche «Verewigungen» haßte): «Sie haben zu mir vorgelesen und sie haben mein Music verstanden – dafür Dank sagt im Pfauen – Sie wissen – der Pfau – Jim». Die Andeutungen beziehen sich auf unsere Gespräche über italienische Opern, die ihm alles waren, er hätte – wie er meinte – eigentlich Operntenor werden sollen. Und daß wir im Pfauen zusammensaßen, verknüpfte sich für ihn, dem alles zum Symbol wurde, mit seinen Pfau- und Phönix-Gleichungen, die vom Dubliner Phönix-Park (siehe «Ulysses» und «Finnegans Wake») ihren Ausgang nahmen. – Einer der behandelnden Ärzte, mit dem ich später ins Gespräch kam, sagte mir, er habe Joyce sagen hören: «Man lebt und weiß den Tod. Alles andere ist Beschäftigungstherapie.»

ZUR FARBBEILAGE AUF SEITE 187: DAS BLUMENKARTENSPIEL VON HIERONYMUS J. LÖSCHENKOHL (1806)

Wir verdanken Probetext und generelle Zustimmung zu diesem Beitrag dem *Heimeran-Verlag* in München, die exquisite Farbbeilage hingegen der Spielkartenfabrik Ferdinand Piatnik & Söhne in Wien und ihrer hauseigenen Spezialdruckerei.

Bei Heimeran dauert die durch den viel zu früh verstorbenen Verlagsgründer geweckte Lust am Aufspüren des gepflegten

Ausgefallenen, Unalltäglichen, Musischen ungebrochen weiter (vgl. *Librarium* II/III 1961, S. 191ff.). Daß es für findige Köpfe auch auf dem weiten Feld jener Publikationen, die den Leser über das Lesen hinaus in vergnügliche Tätigkeit setzen, noch unerschöpfliche Möglichkeiten gibt, zeigen die Heimeranschen Zauber-, Koch- und Hobbybücher samt etwa Cesar Bresgens «Euro-